

# Wochenblatt für Wilsdruff

Nr. 128.

Zweites Blatt.

Sonnabend, 28. Oktober 1905.

## Preisrätsel-Lösung.



Es gingen 16 richtige Lösungen ein und zwar aus Wilsdruff 9, Birkenhain, Buchardswalde, Emsdorf, Mantelstein, Hochschönberg, Gernsbach und Lampersdorf je 1.  
Gezogen wurde die Lösung Nr. 9 mit der Unterschrift: Maria Diersche, Birkenhain. Gewinn: Märchen und Erzählungen von D. Th. Andersen. Mit Buntbildern.

## Betrachtung zum 19. Sonntag nach Trinitatis.

Da aber Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Blinden: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Marc. 2, 5.

Heute haben zu dem Herrn einen Sichtbrüchigen gebracht und zwar haben sie, „da sie nicht konnten bei ihm kommen vor dem Volk“, das Dach abgedeckt und ihn von oben hernieder gelassen. Ein ergreifender Anblick! Wir wollen und das Bild recht vergegenwärtigen: Das Volk, zum Teil über die Störung unwillig, zum Teil verwundert, zum Teil mit verlangendem Herzen; die Männer, voll Vertrauen auf das Harrende, was der Herr tun wird; der Kranke sehnsüchtig wartend — und in der Mitte die einfache, edle Gestalt Jesu. Was der Kranke will? Jesus weiß es wohl. Er sieht in sein Herz hinein und erkennt, daß das Verlangen nach Vergebung der Sünden in ihm mächtig ist; daß er sich darnach vor allem sehnt. Mit einer göttlichen Einfachheit und Kraft spricht Christus das schmerzliche und doch tief tröstliche Wort: Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Er geht damit auf den Grund. Als der ewige Gottessohn kann er solches Wort sprechen. Des Sichtbrüchigen Seele jubelt auf, als der Bann, der ihn seit Jahren drückt, hinweggenommen ist. Der Herr ist hier der Arzt für innerste Medizin gewesen. So sollen wir auch lernen auf die Hauptsache sehen, wenn wir mit Kranken umgehen oder selbst krank und bedrückt sind. Wir machen vielfach die Heilung des Körpers zur Hauptsache; man versucht alle Mittel, kostet jede Medizin, um gesund zu werden. Und die Hauptsache läßt man beiseite: Vergebung der Sünden zu suchen. Bei allen Schmerzen und Leiden, die Gott zuläßt oder sendet, hat er die verborgene Liebesabsicht, des Menschen Herz zu sich zu ziehen, und der Christ sollte zur Hauptsache machen, Vergebung zu suchen. Lieber als Krüppel ins Reich Gottes, als mit zwei Augen und zwei Füßen in die Hölle eingehen. — Haben wir Vergebung der Sünden empfangen? Wir sind keine Totschläger, keine Mörder, keine Diebe, wir haben die Ehe nicht gebrochen; wir befinden uns in geachteter Stellung. Und doch sind wir Sünder. Wer seinen Bruder haßt, der ist ein Totschläger; wer einen Mann, ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen. Wer seine Eltern mißachtet, der verletzt das erste Gebot, das Verheißung hat. O, wenn wir im Geiste auf den Sinai gehen, welche Anklagen gegen unser sündiges Herz von einem jeden der heiligen zehn Gebote! Wir brauchen alle

Vergebung. Wir haben alle nötig das göttliche Entbinden von schwerer Last. Und dieses Entlasten kann nur Einer; nur der, von dem ein Väter in erster Zeit, da die unheimlichsten Heere der Menschenbrust einander gegenüberstanden, sagt:

„Wer suchet mir, der Hölle tu, daß er erlöst erlangen? Das bist du, Herr, alleine!“

Und mit Väter bekennen wir weiter, wie wir in diesen Tagen im geharnischten Liebe des großen Reformators als rechte Protektanten singen werden:

„Mit unsrer Macht ist nichts getan, Wir sind gar bald verloren, Es streit für uns der rechte Mann, Den Gott hat selbst erlesen. Fragst du, wer der ist? Er heißt Jesus Christi, Der Herr Gebroth, und ist kein andrer Gott, Das Heil muß er behalten!“

Jesus ist der Helfer in aller Not, auch in der aller-schwersten Not, in der Not der Sünden. Seine Unschuld, sein Leiden, sein Sterben kommt uns zu Gute, wenn wir in Danks und Glauben ihn ergreifen. Dazu helfe uns diese Zeit, dazu helfe uns auch der große Gedanktag der Reformation, der vor uns steht, an dem wir Gott besonders brünstig bitten wollen: Vergieb uns unsere Sünden um deines Sohnes willen!

## Kaiser Wilhelm II. in der Phantazie der Franzosen.

Die französische Oeffentlichkeit beschäftigt sich neuerdings wieder recht lebhaft mit unserem Kaiser, und zwar trotz Delcassé und Maroffs nicht gerade in unfreundlichem Sinne. So hat, wie man der „Bost. Fig.“ aus Paris schreibt, der bekannte Schriftsteller John Grand-Carteret, dessen Bildwerke weite Verbreitung und viel Anerkennung als sittengeschichtliche Urkunden gefunden haben, seiner Sammlung zeitgenössischer Karikaturen nun auch eine Zusammenstellung von Spottbildern angehängt, die in den letzten 17 Jahren von den Witz- und Tagesblättern beider Welten dem Kaiser Wilhelm gewidmet worden sind. Es war ein etwas verwegenes Unternehmen und noch verwegener war der Gedanke, daß das Buch in Deutschland freien Eingang finden werde. Freilich ist Grand-Carteret kein Geringer, die Erinnerung an den alten Fritz heranzuschwören, der in einem im Besitze des Pariser Handschriften-Sammlers und Händlers Charabay befindlichen Briefe an Voltaire schreibt: „Man sagt mir, daß Ihre Majestät keine Gelegenheit verläßt, ihren Witz an mir zu üben. Es sollen Schattenspiele umlaufen, die Sie nicht mehr schonen als mich und die mich mit ihrer Neckerei bis hierher verfolgen. Ich mache mir nichts aus solchem Spott. Gott vergüte, daß ich mit Strenge gegen Späße einschreite, die für mich im Kreise meiner Tischgenossen eine Quelle der Heiterkeit sind.“ Grand-Carteret knüpft an diese Aeußerung des großen Königs an und spricht die Erwartung aus, daß Kaiser Wilhelm nicht weniger weitherzig sein werde als sein Ahnherr Friedrich der Einzige. Er sagt die Worte des Buches, das den Titel trägt „LUI“, „EK vor der Photographie und der Karikatur“ (Paris, bei Per Vann), in die Form eines Gesuches an „Se. Majestät Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen“, und führt darin aus, daß der alte Fritz der Erste war, die über ihn umlaufenden Spottbilder, Spielsachen, Nosen, Stocknüsse ufm. brollig zu finden und über sie zu lachen: Napoleon III. hatte nicht die Philosophie, er ließ 15 Jahre lang das Berliner Witz-

blatt an der Grenze aufhalten, das ihn, die Kaiserin und die kaiserlichen Prinzen unter den Bezeichnungen „EK“, „EK“ und „ES“ verspottete; er hätte besser getan, von den Spottreden zu lernen. „Majestät, wie Napoleon I. sind Sie für die ganze Welt der Kaiser; wie Napoleon III. sind Sie EK, und Europa, das früher angestarrt nach den Seitenblicken, heftet heute die Augen dauernd auf die Lippen der Syree. Sie sind der Gott des Tages. Die Plebs der ganzen Welt haben ihr Ziel nur für Sie; Sie sind der meistabgebildete aller Herrscher und die Karikatur ist gegen Ew. Majestät heftig, herb, geschäftig, unerbittlich, häufig boshaft, manchmal ungerecht; aber sie sieht Sie niemals gleichgültig an. Majestät, Sie sind ein sehr moderner, sehr gewitziger Herrscher und ein Schärer von allem, was das Gegenteil der Banalität ist. Von dem, der bei der Ermordung Carnots die gefangenen französischen Offiziere so großherzig begnadigt hat, von diesem Herrscher darf man noch viel Kühnes, Unvorhergesehenes, Weises und Neues erwarten. So wollen denn Ew. Majestät die Irrtümer der Politik des französischen zweiten Kaiserreiches vermeiden und auf die kluge Philosophie Ihres Ahnherrn Friedrichs II. zurückgreifen. . . . In dieser Sammlung, die von einem derjenigen zusammen-gestellt ist, die seit 25 Jahren nicht aufgehört haben, lebenschastlich an der Versöhnung Frankreichs mit Deutschland und an der gegenseitigen Annäherung aller Völker zu arbeiten, findet sich alles mögliche: Humor, Unehrlichkeit, ägende Satire; vielleicht sogar manches Bild, das von der üblichen Politik beschlagennahmt worden ist. Aber diese Zeichnungen sind jetzt nur noch geschichtliche Urkunden ohne jeden feindseligen Charakter, den sie verloren haben, weil sie nicht mehr „aktuell“ sind, und einer bereits fernem Vergangenheit angehören. Ew. Majestät Regierung mag sie einst verfolgt und beschlagennahmt haben, Ew. Majestät werden sie aber frei einlassen wollen, denn niemand, auch ein Kaiser nicht, kann die Geschichte unterdrücken. Es kann für den europäischen Frieden nützlich sein, daß die Deutschen wissen, wie das Ausland sich die Gestalt ihres Herrschers vorstellt. Das Deutschland von 1905 kann nicht weniger freideilich sein als das Preußen von 1775. . . . Die Spottbilder auf Ihre Person und Ihre Handlungen fürchten und verbieten, siehe, Sie in den Augen Europas verkleinern. Wenn Ew. Majestät das täten, wären Sie nicht mehr der Kaiser, der sehr moderne Friedenskaiser. . . . Majestät! Geben Sie den befreienden Wink, den die Welt von Ihnen erwartet: lassen Sie die Bilder durch!“ Die Gerechtigkeit erfordert, festzustellen, daß Grand-Carteret es vermeiden hat, bloße Verunglimpfung mit dem Stifte oder gar niedrige, gemeinliche Beleidigungen aufzunehmen. Er hat für seine Sammlung nach Möglichkeit nur solche Bilder gewählt, die entweder einen witzigen Einsall darstellten oder gut gezeichnet waren. Es ist denn auch kein Zufall, daß unter den 300 Bildern der Sammlung der Londoner „Punch“, der Züricher „Nebelspalter“, das „Weekblad voor Nederland“, die „Lustigen Blätter“, die Wiener „Humoristischen Blätter“, deren Illustrationen künstlerischen Wert haben, am häufigsten, französische Zeichner am seltensten vertreten sind.

Gleichzeitig veröffentlicht unter der Spitzmarke „Wilhelm II. und sein Maler“ G. Davenay im „Figaro“ einen Bericht über eine Unterredung mit Herrn Felix Borchardt, der im Pariser Salon ein Porträt des Kaisers ausgefertigt hat. „Wo haben Sie das Porträt gemalt?“ fragt Herr Davenay. — „Auf Wilhelmshöhe bei Kassel. Die Sitz-

## Ein ausgerissenes Blatt.

8) Criminal-Rovelle von H. Deutschmann. (Fortsetzung.)

Wie sehen heute in öffentlichen Verfahren, wenn die Schuld des Angeklagten klar vorliegt, einen Anwalt die bezweifeltesten Ansprüchen, die oft genug als verwerflich zu bezeichnen wären, machen, um noch einen Anhalt zu finden, seinen Klienten weiß zu brennen. — Solche Versuche sind verdammt, sollten von einem rechtlichen Gerichtshof nie gebildet werden! — Die Verteidigung darf einen überführten Verbrecher nicht verteidigen, sie darf keine Lat. h. h. h. mit Rücksicht auf seine gesellschaftliche Stellung milder sünden, — aber wo noch der geringste Zweifel an der Schuld des Angeklagten gefunden werden kann, da ist es Aufgabe des Anwalts, da ist es seine heiligste Menschenpflicht, sich an diesen Strohball zu klammern und die Rettung seines Schutzbefohlenen zu erndlichen suchen.

In unserm Criminalfall galt es aber nicht eines, sondern zweier Menschenleben, und die Indizien hängen auf Strohhalm, die bei Hauch eines Windes zu finden instand war; einzig und allein die erzwungenen Aussagen eines jetzt itzigen Menschen hatten der rechtlichen Gerechtigkeit das Material zum Todesurteil für zwei Menschen gegeben. — Es gab jetzt nur noch einen Weg, den der Gnade.

Der Nord des Affektors hatte ein allgemeines Interesse erregt, noch viel größer aber wurde dasjenige, das sich an die Beurteilung der beiden des Nordes Verdächtigen knüpfte.

Es bildeten sich Stimmen für und gegen.

Als mehr und mehr die näheren Umstände bekannt wurden, unter denen der Mord geschehen sein sollte, da begannen vorurteilsvolle Leute, die nicht jeden Urteilspruch für einen Anspruch der Unwissenheit und Unschärfe hielten, die Ädpe zu schütteln und meinten, es läge hoch in gar keinem Punkte der allergeringste Beweis der Täterschaft vor.

Das Schicksal der beiden Unglücklichen war zum Tagesgespräch geworden. In allen Kreisen der Bevölkerung sprach man nur von dem Prozeß der beiden Schiffsknechte.

Wie leicht begreiflich, war die Kunde über den Affektormord mit seinen Folgen auch an den Hof des Fürsten gebrungen; der Fall gab nicht minder hier, wie in den Volkstreifen Veranlassung zum Austausch von Meinungen und Erörterungen.

Da traf das Gnabengeseuch der Mörder ein. Der Fürst, ein noch junger Mann, dem eine Herzengüte, wovon er später noch manche Beweise gab, sozusagen angeboren war, hatte schon im voraus seinen Entschluß gefaßt, falls ihn Gnabengeseuch der beiden Beurteilten vorgelegt würden. — Sofort nach Lesung griff er nach der Feder, und das Leben zweier Menschen, an denen möglicherweise ein Justizmord verübt werden sollte, war gerettet.

Der rätselhafte Mord des Affektors Bruder hatte auf die beiden betroffenen Familien eine furchtbare Wirkung gehabt. Die Mutter des Ermordeten, die noch immer

hoffte, ihren Sohn wiederzusehen, brach bei der Nachricht von dem Leichenfund jählings zusammen. Das Herz, das mit so heißer Mutterliebe für den Sohn geschlagen, war gebrochen. Der Schlag hatte es geknackt.

Die Braut des Ermordeten frunkte wochenlang. Die Kraft der Jugend allein rettete ihr Leben.

Niemand hatte mehr an den Baron von Draehen, an den Mitbewerber um die Hand der schönen Rentiersknechtin, gedacht.

Der junge Baron war seit langer Zeit verheiratet, er machte eine Reise nach Frankreich, Italien und wer wußte, wohin sonst noch. — Seine Abwesenheit hatte bereits über ein Jahr gedauert.

Gerade jetzt kehrte der Baron zurück. Sein Wiederkommen, sein Auftreten lenkte zunächst das Auge, das Gespräch der Leute auf ihn, dazu kam noch ein zweites.

In der Landeshauptstadt L. teilte sich die Bevölkerung zur Zeit untrer Geschichte in etwa zwei Drittel Protestanten und ein Drittel Katholiken. — Unter den Katholiken gab es viele einflußreiche, wohlhabende Bürger. — Die beiden beurteilten Schiffsknechte oder bekannteren sich ebenfalls zur katholischen Konfession.

In allen Städten, wo die Katholiken in der Minderzahl sind, hält die Gemeinde doppelt eng zusammen und nimmt sich in allen Fällen selbst der Ärmsten oder unglücklichsten ihrer Glaubensgenossen an. Das war auch bei dem Schicksal der des Nordes verdächtigen beiden Knechte geschehen, allerdings ohne Erfolg. — Aber eins war bei der ganzen katholischen Bevölke-

rung zur festen Überzeugung geworden, daß man nämlich zwei Unschuldige eingekerkert hatte und leiden ließ, daß die Beurteilten die Mörder nicht seien.

Bei dem katholischen Richter griff zuerst die Überzeugung von der Schuldlosigkeit der beiden Platz und bald war kein Katholik in L., der nicht diese Annahme teilte.

Baron von Draehen war Protestant, wie es auch der ermordete Affektor Bruder gewesen. Der Baron hatte zu gleicher Zeit und fast in gleicher Dauer wie der Affektor in L. gelebt; er hatte bei Verwandten gewohnt und, wie es hieß, die Vorhölle des Gymnasiums besucht, weil er sich entschlossen, Jura zu studieren und nach der Reife zu gehen; das mühsige Junggesellenleben war ihm, seit Marianne sich mit Gräber verlobte, zuwider geworden.

Der junge Baron hatte sehr zurückgezogen in L. gelebt, man sah ihn nur in den Hörsälen des Gymnasiums und auch hier schloß er keine näheren Bekanntschaften; dies mochte seinen Grund darin haben, weil er ja eigentlich längst das Alter überschritten hatte, in dem junge Leute ihren Studien obliegen, er hätte vielleicht, daß er nicht so recht in den Kreis der barlosen Studenten paßte.

Erst jetzt, wo er von seiner fast anderthalbjährigen Reise zurückgekehrt war, erinnerte man sich daran, daß er gerade um die Weihnachtzeit verheiratet war, als der Affektor verlobt war.

L. ist eine große Stadt. Niemand gibt acht darauf, wenn zwei Leute von einer kleineren Stadt kommen und sich in jener großen niederen, der eine, um eine Stelle bei Gericht